

Festrede zum 130. Stiftungsfest der Frankonia-Czernowitz zu Erlangen
(24. Juli 2021 im Novotel Erlangen)

Hohes Präsidium!
Hohe Festversammlung!

Die Anrede „Hohe *Corona*“ kommt in Zeiten wie diesen eher schwer über die Lippen – womit ich dieses bis zum Überdruß ausgetretene Thema sofort wieder verlasse und verspreche, nicht mehr darauf zurück zu kommen. Vielmehr möchte ich meine Betrachtungen auf ein rein korporationsstudentisches Thema lenken, nämlich auf das, was ich leicht ironisierend den „Umgang des Studenten mit Helden und Heiligen“ nenne, oder etwas modernen ausgedrückt, das Verhalten gegenüber Autoritäten und Respektspersonen. Dabei geht es mir keinesfalls um eine protokollarische Kodifizierung unserer Verhaltensweisen, sondern ganz im Gegenteil um durchaus subjektive Beobachtungen darüber, wie weit die Grenzen, die sich innerhalb und außerhalb der Korporation aus kontrastierendem Alter, Rang oder Situation ergeben können, verschiebbar sind und wie weit sich in der studentischen Selbsteinschätzung Scherz und Ernst überlagern.

Dazu eine Episode, die in meiner Wiener Schülerverbindung, der Borussia im MKV, gerne kolportiert wird, obwohl sie bereits etwa 60 Jahre zurückliegt, also in eine Zeit führt, als in der österreichischen Bundesregierung CVer und MKVer noch zahlreich vertreten waren und sich auch nicht scheuten, ihre Farben in der Öffentlichkeit zu zeigen. Wir hatten damals einen sehr dominanten Philistersenior, der das Amt ein gutes Vierteljahrhundert bekleidete und dementsprechend stilprägend wirkte. Nun ergab es sich, daß zu einem Kommers der Bundeskanzler angesagt war, der schon zu Lebzeiten legendäre Leopold Figl, einer der Väter des Staatsvertrages, selbst ein geeichter Couleurstudent, der auf den Biernamen Schwips hörte und sein Leben lang ein aktiver Alter Herr blieb. Als nun der Kanzler mit Gefolge *plenis coloribus* in den Kommerssaal einzog, brach heftiger Jubel aus und die gesamte Corona erhob sich wie ein Mann. Allerdings nur fast, denn ein Einziger blieb sitzen – der Philistersenior der Borussia. Auf die konsternierte Frage, warum er dem Kanzler die Reverenz verweigere, antwortete er stoisch: „Warum soll ich aufstehen, nur weil ein Kartellbruder den Raum betritt?“ In diesem Verhalten steckt eine tiefe Wahrheit. Was vordergründig als Affront erschien, war alles andere als das. Man muß dazu wissen, daß besagter Philistersenior selbst ein hochrangiger österreichischer Staatsbeamter war, der den Kanzler auch privat duzte, mit ihm schon in der Vorkriegszeit in der politischen Bewegung zusammengearbeitet hatte und später mit ihm die bittere Erfahrung der Haft in Dachau teilte. Zwei Männer also, die einander nahe standen und hochschätzten. Was der Philistersenior mit seiner demonstrativen Seßhaftigkeit ausdrücken wollte, war etwas anderes: Es war das Urwesen couleurstudentischen Selbstverständnisses, das im tiefsten Kern allen korporativen Bündnisse gemeinsame standesübergreifende brüderliche Egalitätsprinzip.

Nun wurde im Lauf der Jahrzehnte dieses Gleichheitsanspruch freilich durch das Lebensprinzip relativiert. Waren in Frühzeiten die studentischen Gemeinschaften lediglich auf die Studienzeit beschränkt und der Umgang untereinander entsprechend burschikos, brachte die Entwicklung des Altherrenstandes natürlich auch ein gewisses Maß an Förmlichkeit mit sich. Aber der innere Anspruch des Studenten, auch dem Höherrangigen gleich zu sein, ging niemals ganz verloren. Das arrogierte Recht, vom breiten Stein nicht zu wanken und zu weichen, sondern auch ohne Spieß – ohne Geld also – den Herrn der Erde zu gleichen, reicht zurück bis in die Zeit der fahrenden Schüler, der Vaganten, meist arbeitsloser Akademiker, die jahrelang auf Pfründe warten mußten und währenddessen an Herrenhöfen und in Pfarrhäusern ihre Dichtkunst offerierten. Der größte Dichter jener Epoche, der für uns namenlos geblieben „Archipoet“, hat uns im 12. Jh., also bereits hundert Jahre vor den ersten Textspuren des *Gaudeamus*, mit seinen Versen *Meum est propositum in taberna mori*¹ eine ebenso anspielungsreiche wie respektarme Rechtfertigung seiner Lebensweise hinterlassen, die mit dem Stoßgebet endet: *Deus sit propitius isti potatori!* – Gott sei jenem Trinker gnädig. Schon dieses erste Werk der Kneippoesie, und damit das erste Studentenlied, schließt also mit nichts Geringerem als einer Anspielung auf Lukas 18, Vers 13² und damit mit einer Bibelparodie.

Nicht anders hielten es die Studenten vom Spätmittelalter bis in die Romantik, als sie ihre Wein- und Bierstaaten gründeten und darin die gesamte akademische, politische und kirchliche Hierarchie schamlos imitierten. Bierdokorate wurden verliehen, Bierherzöge bildeten ganze Dynastien, weltliche und geistliche Orden wurden verliehen und dem heiligen Cerevisius sogar eine eigene Diözese zugewiesen.

Der Hang des Studenten zur frechen Parodie machte weder vor Thronen noch vor Kathedralen halt. Es kennzeichnet den Studenten, und vor allem natürlich seine nach und nach ritualisierte Form, den Couleurstudenten, daß er die Autoritäten zu Protagonisten seines Ulkes machte. In frühen Formen des Landesvaters, dieses im CV so gerne missverstandenen, weil irrigerweise mit der Mensur in Verbindung gebrachten Treuegelöbnisses, finden wir noch spontane Scherzstrophen auf die Landesherren wie

Der du bist ein großer König,
küssest Deine Frau zu wenig,
nimm mich zum Adjunktus an!

oder

Der du schlägst die blanken Gulden,
ach, bezahle meine Schulden,
daß ich wieder borgen kann!

ein Tonfall, der nicht unbedingt für eine demütige Unterwerfungshaltung spricht.

¹ Mir ist es vorausbestimmt, in der Kneipe zu sterben

² Dort heißt es: ... *isti peccatori*, also: jenem Sünder

Selbst die von der Kirche zur Patronin der Studenten und fahrenden Schüler erklärte heilige Gertrud, die im 7. Jh. Äbtissin von Nivelles im heutigen Belgien war, wird mit der Keckheit ihren Mandantschaft konfrontiert, steht sie doch seit mehr als hundert Jahren als überlebensgroße Figur auf der Berliner Gertraudenbrücke, während der Student zu ihren Füßen zwar kniet, aber nicht um zu beten, sondern um ihr mit hoch geschwungenem Krüge ein Schmollis zu bringen, während er mit der anderen Hand eine gestohlene Gans hinter dem Rücken verschwinden läßt.

Der Himmel des Studenten ist ja nicht sonderlich reich mit Heiligen bevölkert. In Leoben, der Bergmannsuniversität mit der weltweit ältesten Tradition, wird natürlich die Barbara verehrt, deren Brunnen auf dem Hauptplatz regelmäßiges Ziel eines Bummels der Erstsemestrigen ist und somit auch im Mittelpunkt eines Trinkcomments steht. Vor etwa 30 Jahren stand die Brunnenfigur eines Morgens kopflos da – denselben hatte offenbar ein bekneipter Student während der Nacht zu seinem Eigentum gemacht. Die Empörung in der Stadt war enorm, und der ernüchterte Studiosus war vermutlich auch nicht sehr beglückt, als er am nächsten Mittag neben einem körperlosen steinernen Frauenkopf erwachte. Die Affäre wurde diskret gelöst, und so fand der Kopf schon bald wieder zu seinem angestammten Hals zurück, auf daß die Leobener Studenten ihre nächtlichen Wallfahrten künftig nicht zu einem Torso unternehmen müssen.

Studentenulk mit Heiligen – das hat es gewiß auch vielfach in Prag gegeben, dessen populären Schirmherren wir sogar im Lied besingen: „Unser Schutzpatron im Himmel heißt der heil’ge Nepomuk, steht mit seinem Stern und Kränzel mitten auf der Prager Bruck.“ Dieser heilige Johannes, mit bürgerlichem Namen Johann Welfflin aus der böhmischen Ortschaft Pomuk südlich Pilsen, war im 14. Jh. erst Rektor in Padua und dann Generalvikar in Prag. König Wenzel VI. ließ ihn aus kirchen- und machtpolitischen Gründen gefangen nehmen, foltern und in die Moldau werfen – ein politischer Mord, der die Stellung des Königs zeitweise schwächte. Allein die Legende will wissen, daß Nepomuk die Wahrung des Beichtgeheimnisses zum Verhängnis geworden sei – er hätte sich standhaft geweigert, dem Monarchen die Beichte seiner Gattin offenzulegen. Bei Öffnung des Grabes anläßlich seiner Heiligsprechung im Jahre 1729 fand man in der verkrusteten Mundhöhle die unverwusste Zunge und deutete sie als göttliche Bestätigung seiner Verschwiegenheit. Doch als 1979 im Zuge einer Gedenkausstellung in den Salzburger Domkatakomben die heilige Reliquie wissenschaftlich untersucht wurde, erwies sie sich nicht als Muskelkörper, sondern als Teil der Gehirnmasse – wieder einmal hatte der Rationalismus über den Idealismus gesiegt. Der Beliebtheit des Brückenheiligen tat das keinen Abbruch. Im Gegenteil, der Zerfall des Kommunismus machte die Prager Karlsbrücke wieder zu einer internationalen Flaniermeile, und die Statue des Nepomuk, die seit 1683 – also bereits ein halbes Jahrhundert vor der Heiligsprechung, an der Stelle seiner Hinrichtung steht, erhielt auch wieder ihr goldenes Sternkränzel zurück, das seither immer wieder von ungenierten Touristen geklaut wird. Der historischen Korrektheit halber muß angemerkt werden,

daß Nepomuk eigentlich als Schutzherr der Musikanten verehrt wurde – auch im Studentenlied wird er als solcher angesprochen und ist von Studenten gar keine Rede. Doch das Musizieren gehörte nicht allein in Prag zu jenen Handfertigkeiten, die ein gewandter Student beherrschen sollte, was dessen Ansprüchen allemal eine begründete Rechtfertigung gibt.

Einen Brückenheiligen präsentiert uns auch der studentische Dichtervater Scheffel in unserem Frankenlied „Wohlauf, die Luft geht frisch und rein“. Allerdings erlaubt er sich dort einige Freiheiten. So ordnet er dem heiligen Kilian eine Kompetenz zu, die eigentlich dem heiligen Urban zusteht, nämlich Schutzherr der Winzer zu sein. Der alte Scheffel, selbst ein belastbarer Weintrinker mit Vorliebe für roten Assmannshäuser, hat das natürlich gewusst, so daß wir in seinen Versen eine Reverenz vor dem Schutzheiligen der fränkischen Universitätsstadt Würzburg erkennen dürfen. In weiterer topographischer Verzerrung verpflanzt er ja auch den heiligen Veit an eine Stelle, wo – wie zumindest jeder Besucher der Staffelbergtage weiß – in Wahrheit die heilige Adelgundis Hausrecht genießt, während Veit am benachbarten Ansberg bei Ebensfeld residiert. Es handelt sich wohl um eine dichterische Verbeugung vor dem beliebten fränkischen Volksheiligen, der allein im Bistum Bamberg 27 Patrozinien aufweisen kann.

Sprechen wir aber von den Überirdischen – den *superos* –, dann sollten wir auch die Unterirdischen – die *inferos* – nicht ganz Vergessen. Für den Umgang mit ihnen finden wir in den Kommerzbüchern eine besondere Form dreister Verwegenheit. Kein geringerer als Gotthold Ephraim Lessing berichtet uns von einem Studenten, der vom Tod heimgesucht wird und sich nach Überwindung des ersten Schreckens entschließt, ihm ein Geschäft anzubieten – nach heutiger Lesart einen „Deal“: Wenn ihn der Tod verschone, dann überlasse er, der Medizinstudent, ihm künftig die Hälfte seiner Kundschaft. Der Tausch kam tatsächlich zustande – keine ermunternde Perspektive für Kassenpatienten, sondern eher ein Ermittlungsauftrag für die Ärztekammer.

Aber dieser Gestus ist natürlich reiner Zweckoptimismus, denn wenn es einer verstanden hatt, dem Studenten Respekt abzurufen, dann war es gerade der Tod. Das Zeremoniell der Trauerkneipe ist von berührender Innigkeit: der leere Platz, der geopferte Trunk, das zertrümmerte Glas. Und der dazu gesungene Cantus von den drei Gesellen, die ein „fein Collegium“ hielten, gehört zu den schönsten Parabeln der studentischen Lyrik. Auch er stammt übrigens von einem Mediziner, dem jüdischen Arzt Elias Salomon, der ihn um 1835 als Student in Königsberg verfaßt hat. Der Gedanke der Gemeinschaft in ihrer kleinsten Form – *tres faciunt collegium* – wird hier äußerst berührend zum Ausdruck gebracht und das studentische Lebensprinzip um den Faktor der Erinnerung sinnvoll erweitert.³

³ Es gibt übrigens eine spezielle Erlanger Parodie auf dieses Lied, die sich mit dem Obskurantentum beschäftigt, also der Ablehnung des Farbentragens. Sie entstand zwischen 1850 und 1860 in der Erlanger Herzleskneipe, deren Name von ihrem Standort hergeleitet ist, dem Gasthaus „Zum weißen Herz“, und an dieses wiederum erinnert in Erlangen bis heute die Weiße-Herz-Straße, die vom Frankonienhaus nur 300 Meter entfernt ist.

Aber zurück zum realen Dr. Salomon. Er muß ein interessanter Mann gewesen sein, denn es gelang ihm wirklich in gewisser Weise, dem Tod ein Schnippchen zu schlagen. 1871 – er war damals 57 Jahre alt – ereilte ihn eine schwere Krankheit und die Ärzte gaben ihn auf. Da verfaßte er auf dem Sterbebett mit typisch jüdischem Humor seinen eigenen Nachruf in zahlreichen pfißigen Strophen, deren drei letzte lauten:

Ich wär' gewesen ein guter Arzt, gelehrt auch sonder Zweifel,
und mäßig gewesen in Wein und Weib – da lüge du und der Teufel!

Doch schwieg ich still, denn zum Disput war ich nicht aufgelogen,
hinab denn also, schöne Welt, bleib mir allweil gewogen!

Ich habe jetzt überflüssige Zeit Philosophie zu treiben,
und will am Exide der Ewigkeit ein Buch darüber schreiben!

Wer so über den eigenen Tod scherzen kann, der hat verdient zu leben! Das scheint auch Gevatter Hein so gesehen zu haben und er zog sich diskret zurück. Salomon lebte noch ganze 14 Jahre.

Das 19. Jh., in dem unsere moderne Korporation allmählich Gestalt annahm, war eine Epoche der Gegensätze. Einerseits brachten die napoleonische Bedrohung und der daraus erwachsende Widerstand, die Befreiungskriege und der von einer Revolution begleitete Weg zum Nationalstaat eine eigene Heldenverehrung mit allem erdenklichen Pathos mit sich. Feldherren, Politiker und Herrschergestalten wurden zu Hauptdarstellern einer Huldigungseuphorie. Andererseits führte die Enttäuschung über die unterdrückten Ideen und versäumten Ziele zu einer Flucht in die Spöttelei, die sich im studentischen Gesellschaftsleben niederschlug. Da wurde die Kneiptafel zum Surrogat, an der die edlen Gedanken eine Umkehrung erfuhren. Vom lieben Gott wünschte man sich, daß er die Welt doch als riesiges Bierfaß schaffen möge, aus den Helden von Belle Alliance (Waterloo) machte man eine alte Garde, die zu trinken versteht, ohne sich zu übergeben, und die konstitutionellen Ansätze der Paulskirche fanden sich in der Vorstellung eines Bierstaates wieder, wo das Finanzamt die Einhaltung des Comments überwacht und der Katzenjammer zum medizinischen Forschungsgebiet gerät. Ehrfurcht, Ehrenhaftigkeit und Ehrerbietung wurden konterkariert in einem Dauerzustand verklärter Bezechtheit.

Es war die große Zeit unseres Josef Viktor von Scheffel, der darüber zum Dichturfürsten und zum Idol der studierenden Jugend und des Bildungsbürgertums geworden war. Obwohl persönlich nicht frei von Eitelkeit und spießbürgerlichem Verhalten, gebührt ihm der Ruhm, der Pointierteste unter den studentischen Lyrikern seiner Zeit gewesen zu sein und mit seinem Heidelberger Antiheldentum eine Kultur der Ironie geschaffen zu haben. So zeichnet er in seiner Perkeo-Ballade das Bild vom einsamen Individualisten, der im Sinne des persischen Poeten Hafis im Trunke zum inneren Licht findet und so die Enttäuschung über die verlustigen Ideale zu überwinden vermag – sind sie doch allesamt lederne Ideen, die sich in Nebel, Rauch und Dampf auflösen. Mit seinen zwölf Rodenstein-Liedern kaschiert er das Scheitern seiner Zeit und läßt den trinkfesten Ritter schlußendlich

sogar zum Mond reiten, wo er unversehens dem Heidelberger Professor Carové begegnet, der in den Tagen des revolutionären Aufbruchs als progressiver Geist gegolten hatte – eine bittere Metapher: die deutsche Geisteswelt ruht längst hinter dem Mond. Im Bänkellied vom Schwarzen Wal-fisch, einer Parodie auf die alttestamentarische Jonaserzählung, die exegetisch als messianische Prophezeiung gelesen werden kann, belächelt er gewitzt die rationalistischen Deutungstendenzen seiner Zeit. Am schönsten aber karikiert Scheffel eine fatale deutsche Eigenschaft, die Deuschtümelei, in seiner Ballade von der Teutoburger Schlacht „Als die Römer frech geworden“. Bei ihm ist der Cheruskerfürst Arminius kein Held mehr, er ist ein Komödiant in einer vaterländischen Posse. Niemals ist der spöttische Umgang des Studenten mit Hoheiten und Heroen so bedichtet worden, wie in den knappen Schaffensjahren des jungen Scheffel – ein wohltuendes Gegenstück zur folgenden kultischen Heldenverehrung des Bismarckreiches. Der weitgehend in Heidelberg geschaffene scheffelsche Olymp ist im Grunde von ewigen Studenten bevölkert, die dort ein unendliches Inoffizium feiern.

Vielleicht ist es typisch, daß ein Jahrhundert später wiederum gerade Heidelberger Studenten für ein Kabinettstück in der Demaskierung heldenhafter Attitüden verantwortlich sind. Am 26. Mai 1935 fanden sich Heidelberger Corpsstudenten zu einem Spargelessen in Mensurlokal „Hirschgas-se“ zusammen, nachdem sie schon einige Tage zuvor im „Seppl“ die Übertragung einer Führerrede durch Erzählen von Hitlerwitzen und Singen antinazistischer Spottlieder gestört hatten. Dabei be-gannen sie eine demonstrativ unüberhörbare Diskussion über die Frage, ob der Führer den Spargel mit Messer, Gabel oder Pfoten zu verzehren pflegte und gelangten schließlich zu der Erkenntnis, der Führer könne den Spargel auch quer zu sich nehmen, weil er so eine große Schnauze habe. Kein Wunder, daß dieser Auftritt nicht folgenlos blieb und die Gleichschaltung der Korporationen be-schleunigte. Über diese Demonstration des Widerstandes gegen den nationalsozialistischen Allein-vertretungsanspruch an den Universitäten können wir aus heutiger Sicht und sicherer historischer Distanz herzlich lachen, für die damalige Zeit war es eine existenzbedrohende Provokation, die ein empfindliches Quantum von Entschlossenheit und Mut erforderte.

Ganz anders geartet ist jene Episode, die belegt, wie eine tief ernste, kreatürliche Situation den Studenten zur Anwendung seines rituellen Formenkanons bewegen kann und damit bestätigt, daß seine Gesten nicht bloßes Spiel, sondern Ausdruck eines Lebensgefühl sind. Das Ereignis fand einige Jahre später, nämlich am 18. August 1938, im ersten deutschen Konzentrationslager statt. Sechs Häftlinge, darunter der spätere österreichische Nationalratspräsident Alfred Maleta, rieben dort am Tag des 50. Stiftungsfestes ihrer Verbindung, der Grazer CV-Korporation Carolina, ganz im Stillen mit in Kaffeetassen gefülltem Tee einen Salamander auf das Wohl ihres Bundes und da-mit auch auf ihr eigenes – die heimliche Gedenkminute ist als „Dachaukommers“ in die Geschichte

eingegangen. Burschikoser Spott einerseits und fatalistische Beharrlichkeit andererseits – zwei Ausnahmebeispiele für des Studenten Umgang mit den „heldischen“ und den „heiligen“ Dingen.

All diese Beispiele sind Momentaufnahmen und taugen nur begrenzt für soziologische Schlussfolgerung. Aber ihnen ist etwas gemein: Der Verbindungsstudent in seiner durch Jahrhunderte geformten Verhaltensweise hat sich im Umgang mit Autoritäten einen kecken Ton zugelegt, der häufig dem improvisierten Ulk näher steht als der kodifizierten Etikette. Gerade dieses Kriterium ist es, das unsere Korporationen von anderen, meist männlich geprägten Bünden wie Logen, Orden oder Service-Clubs unterscheidet.

Die Studentenzeit ist eine Zwischenphase des Lebens, eine Pufferzone zwischen Unbeschwertheit und Verantwortung. Und unser Comment mit all seinen regionalen Unterschieden ist in Wahrheit nur eine Parodie auf die Bedeutsamkeit der Dinge, ist die Skizzierung einer Gegenwelt, die uns über den dräuenden „Ernst des Lebens“ schmunzeln läßt. Deshalb sollte sich jeder von uns bis ins hohe Alter einen kleinen Rest von dieser Zwanglosigkeit bewahren, so ein Spurenelement von Anarchie. Der honorige alte Herr, der mit Missfallen bemerkt, daß beim Begrüßungsprotokoll sein unlängst verliehener Ehrentitel vergessen wurde, möge in seiner spontanen Empörung genau das bedenken: Der Gang in seine Verbindung dient niemals vordringlich der Repräsentation auf einem gesellschaftlichen Parkett, er ist vor allem ein sich stets erneuernder Blick auf die selbst durchlebte Jugend mit all ihren Lustbarkeiten, Problemen und Eruptionen. Nicht nur unsere gemeinsamen Mützchen, Bänder, Zipfel und Nadeln drücken das aus, sondern auch ein meist zu wenig beachtetes Merkmal: unser Couleurname. Nur vordergründig dient er auch der heiteren Charakterisierung, dahinter aber steht ein Symbol, das besagt: Wo Verbindung ist, da lasse ich die Alltagswelt und ihre Zwänge hinter mir, dann bin ich ein anderer, nämlich genau jener, der ich geworden bin, als ich noch als Fuchs hinter der Bar die Gläser gewaschen habe.

Dieses brüderliche Egalitätsprinzip gibt unserem Umgang eine gewisse Vertraulichkeit, die zwar niemals zur Taktlosigkeit ausarten darf, die aber dem Aufbau hierarchischer Distanzen *ab ovo* einen Riegel vorschiebt. Für die Aktiven ist dies ein nobles Angebot, für die alten Herren eine edle Verpflichtung. Wie weit diese Nähe gehen kann, dafür haben wir katholische Studenten, die sich einem besonders hohen Prinzip verschworen und dieses an die Spitze gestellt haben, ein besonders geartetes Beispiel vorzuweisen:

In diesem Jahr feiert eine Theologenverbindung des ÖCV ihr zehntes Stiftungsfest. Sie heißt Sanctottensis, rekrutiert sich aus Studierenden und Lehrenden der Zisterzienser-Hochschule in Heiligenkreuz bei Wien und führt den Wahlspruch „*Christus vincit!*“. Man pflegt dort in einem Keller-raum, der als Verbindungsheim dient, einen lebendigen Comment und hat auch einen eigenen Cantusprügel mit vielen selbst gedichteten Liedern nach tradierten Vorlagen erarbeitet. Eines davon verdient unsere besondere Beachtung. Wieder einmal wurde unser Altvater Scheffel bemüht, und

zwar sein heute schon zitierter „Schwarzer Walfisch zu Askalon“. Die Theologen und Kleriker der Sanctottensis singen die folgende Strophe:

Im Kellerstüberl zu Heiligenkreuz wird Jesus Christus geehrt,
und wenn kein Lied vom Herzen dringt, wird auch kein Bier gewährt.“

Da halten wir kurz den Atem an und staunen über diese Symbiose von Kirche und Kneipe. Aber das ist keineswegs Blasphemie. Begegnung in Eintracht, Freude an der Gemeinschaft ist doch die Erfüllung eines christlichen Lebensideals. Hat uns nicht Christus selbst gelehrt, daß wir ihm auch in unserem Gegenüber begegnen? In dieser Strophe finden wir eine gelungene studentische Entsprechung eines Christuswortes, das bei Matthäus 18, Vers 20 notiert ist und lautet: „Wo zwei oder drei in meinem Namen beisammen sind, da bin ich mitten unter ihnen“. Und ist die göttliche Inkarnation im Grunde nicht auch eine Offenbarung des Vatergottes als Brudergott?

Wer aber immer noch Zweifel hat, der mag sich in der Schlussstrophe Sicherheit schaffen, die besagt:

Im Kellerstüberl zu Heiligenkreuz ist jeder gern geseh'n,
es sei denn, er schmäht Jesus Christ – dann muß er wieder geh'n.“

Ich habe in meinen nun schon mehr als 50 Couleurjahren eines gelernt und für mich als wichtige Grundlage meines Verhaltens begriffen: Wer über die Dinge, die ihm wertvoll sind, bisweilen von Herzen lachen kann, der ist dem Wesen dieser Dinge viel näher, als der in Ehrfurcht erstarrte Adorant. Das gilt in Heidelberg genauso wie in Erlangen oder in Czernowitz, es gilt an Neckar und Rhein nicht anders als an der Regnitz und am Pruth.

Angewandt auf unsere Frankonia bedeutet das meinen Wunsch, sie möge auch nach 130 Jahren niemals in steifen Posen verharren, sondern sich stets in schäumendem Jubel ergießen! *Gaudeamus igitur – ergo bibamus!*

Raimund Lang v/o Giselher, FcC!